

STAHLZEIT

BAND 8



TOM ZOLA

Tom Zola

STAHLZEIT BAND 8

DIE BOMBE

DER ANDERE WELTKRIEG – EINE ALTERNATIVE
GESCHICHTE



EK-2 MILITÄR

Ihre Zufriedenheit ist unser Ziel!

Berlin, Deutsches Reich, 06.02.1945

An: Frau Else Engelmann

Östlich von Witebsk, Sowjetunion, 08.02.1945

Östlich von Witebsk, Sowjetunion, 15.02.1945

Östlich von Witebsk, Sowjetunion, 18.02.1945

Östlich von Witebsk, Sowjetunion, 19.02.1945

Nördlich von Qiqihar, Mandschukuo, 04.03.1945

Östlich von Witebsk, Sowjetunion, 06.03.1945

Minsk, Sowjetunion, 06.03.1945

Oldenburg, Deutsches Reich, 19.03.1945

Südwestlich von Retschyza, Sowjetunion, 20.03.1945

Außerhalb von Kobryn, Sowjetunion, 22.03.1945

Südlich von Schitomir, Sowjetunion, 27.04.1945

Zwischen Retschyza und Gomel, Sowjetunion, 28.04.1945

Nordöstlich von Qiqihar, Mandschukuo, 29.04.1945

Nördlich von Peremyshl', Sowjetunion, 01.05.1945

20 Kilometer östlich von Gorki, Sowjetunion, 06.05.1945

Nordöstlich von Peremyshl', Sowjetunion, 06.05.1945

Östlich von Peski, Sowjetunion, 23.05.1945

Außerhalb von Rukaw, Sowjetunion, 25.05.1945

Südwestlich von Gorki, Sowjetunion, 01.06.1945

Tula, Sowjetunion, 16.06.1945

Nördlich von Alexandrow, Sowjetunion, 16.06.1945

Zernez, Schweiz, 22.06.1945

Lakenheath, England, 06.07.1945

Brandenburg an der Havel, Deutsches Reich, 06.07.1945

Westlich von Tula, Sowjetunion, 06.07.1945

Nördlich von Alexandrow, Sowjetunion, 07.07.1945

Tula, Sowjetunion, 10.07.1945

Berlin, Deutsches Reich, 13.07.1945

Washington D.C., Vereinigte Staaten von Amerika,
15.07.1945

Nachspiel

Personenverzeichnis

Verpassen Sie auf keinen Fall den nächsten Band!

Ihre Zufriedenheit ist unser Ziel!

Impressum

Ihre Zufriedenheit ist unser Ziel!

Liebe Leserin, lieber Leser,

zunächst möchten wir uns herzlich bei Ihnen dafür bedanken, dass Sie dieses Buch erworben haben. Wir sind ein Familienunternehmen aus Duisburg und jeder einzelne unserer Leser liegt uns am Herzen!

Mit unserem Verlag *EK-2 Publishing* möchten wir militärgeschichtliche und historische Themen sichtbar machen und Leserinnen und Leser begeistern.

Vor allem aber möchten wir, dass jedes unserer Bücher **Ihnen ein einzigartiges und erfreuliches Leseerlebnis** bietet. Haben Sie Anmerkungen oder Kritik? Lassen Sie uns gerne wissen, was Ihnen besonders gefallen hat oder wo Sie sich Verbesserungen wünschen. Welche Bücher würden Sie gerne in unserem

Katalog entdecken? Ihre Rückmeldung ist wertvoll für uns und unsere Autoren.

Schreiben Sie uns: info@ek2-publishing.com

Nun wünschen wir Ihnen ein angenehmes Leseerlebnis!

Ihr Team von EK-2 Publishing

Berlin, Deutsches Reich, 06.02.1945

Deutschland konnte die Sowjetunion nicht auf militärischem Wege besiegen. Punkt. Russland war der ewige Schlund, in dem jede feindliche Armee für immer versank. Es war die Größe des Landes, die Weite der Steppen, die Millionen Quadratkilometer Fläche, die keine fremde Macht dieser Erde gänzlich zu kontrollieren vermochte. Es waren weiter die Menschen der Sowjetunion, die zahlreicher waren als die der meisten anderen Länder, vor allem zahlreicher als die Deutschen.

Sämtliche Offensivpläne Hitlers hatten auf der einfachen Annahme gefußt, die deutschen Truppen bräuchten nur Moskau zu erobern, dann würde die Sowjetunion kapitulieren. Die Generäle der Wehrmacht hatten sich zudem von der jüngeren Geschichte verführen lassen. Hatte das Deutsche Reich 1917 nicht schon einmal das riesenhafte Zarenreich bezwungen? Der Sieg über die Russen im Großen Krieg mochte diesen Trugschluss zulassen, Russland aber war zu jener Zeit innerlich zerrissen gewesen, vom Bürgerkrieg und politischen Umstürzen zerrüttet. Jene Unruhen hatten das Militär des Zarenreichs gelähmt.

Auch dieser Tage war Moskau das Ziel, das die deutschen Generäle vor Augen hatten, wenn sie die nächste Offensive planten. Moskau war die Stadt, die fallen musste, und mit Moskaus Fall würde auch die Sowjetunion fallen, so lautete die Idee ... die verzweifelte Hoffnung, denn ein jeder hohe Offizier der deutschen Wehrmacht wusste, dass die Kräfte der Achsenmächte schlicht nicht ausreichten, über Moskau hinaus viel weiter gen Osten vorzustoßen. Die Nachschublinien waren schon jetzt überdehnt, die Transportkapazitäten reichten hinten und vorne nicht aus,

dabei befand sich nur ein Bruchteil der gigantischen Sowjetunion unter deutscher Kontrolle.

Was aber, wenn eine Eroberung Moskaus nicht genügte, Stalin zur Kapitulation zu bewegen? Die Feldmarschälle wagten es nicht, diese Frage zur Diskussion zu stellen. Was sollten die Deutschen unternehmen, sollte sich der rote Diktator nach der Einnahme Moskaus nach Molotow oder Stalinsk absetzen, um von dort aus den Krieg gegen Deutschland fortzusetzen? Beide Städte lagen tausende Kilometer weiter im Osten, gleichzeitig aber noch tausende Kilometer von der japanischen Front entfernt. Es waren Orte, die für die Achsenmächte unerreichbar schienen. Stalin aber könnte dazu in der Lage sein, auch von Zentralrussland aus Panzer um Panzer gegen die deutsche Front zu schicken ... Panzer, die in aller Seelenruhe in Sibirien oder in den USA gefertigt wurden. Irgendwann musste das Deutsche Reich unter diesem Druck zerbrechen.

Manch ein Landser, der seine Zeit an der Ostfront verbracht hatte, mochte glauben, der Russe verfüge über mehr Soldaten als die Wehrmacht über Munition. Vor allem aber war das deutsche Militär zersplittert über ganz Europa, musste vielerorts Kriege führen gegen allerlei Großmächte. Gegen die Briten und deren Vasallen, namentlich die Australier, die Neuseeländer, die Inder, die Südafrikaner und andere, die das Empire zu einem mächtigen Gegenspieler machten. Ferner gegen die USA, die nach dem Großen Krieg zur gewaltigsten Industriemacht des Planeten aufgestiegen waren.

Nicht vergessen werden durfte auch der Krieg gegen die Partisanen, die mit jedem Tag zahlreicher wurden und mittlerweile überall in Europa lauerten, ja, bisweilen selbst in Italien und in Österreich. Und in Deutschland! Auf deutschem Boden selbst, im Herzen der Achse, war der Keim des Widerstandes gesät worden. Die Gestapo statuierte Exempel, veranstaltete eine gnadenlose

Menschenjagd ... die Widerstandszellen aber wuchsen unaufhörlich.

Weiter musste das Deutsche Reich zahlreiche Verbündete mit durch diesen Krieg schleppen, über die mancher General hinter vorgehaltener Hand behauptete, sie würden als Feinde weniger Schaden anrichten, als sie dies als Verbündete derzeit taten. Mussolini war zu einem Bürgermeister Roms verkommen, der sich an einen wackeligen Thron klammerte. Rumänien, Kroatien, Finnland ... obwohl sie tapfer ihren Beitrag leisteten, waren sie aus Sicht vieler deutscher Offiziere kaum der Rede wert. Solche Verbündete brachten es vor allem mit sich, dass es noch mehr Küstenkilometer gab, die gegen feindliche Landungen abgesichert werden mussten, dass bei jedem gemeinsamen Vorhaben zahlreiche Akteure angehört und besänftigt werden mussten. Generaloberst Zeitzler hatte bereits viele Stunden seines Lebens damit zugebracht, Mannerheim und Konsorten Zugeständnisse abzurufen. Da lobte er sich den italienischen Duce, der seine Truppen gleich von den Deutschen führen ließ - quasi, ohne zu protestieren. Es blieb ihm auch nichts anderes übrig.

Für Zeitzler war Francos Kriegseintritt genau zum richtigen Zeitpunkt gekommen. Je mehr er darüber nachdachte, desto sicherer wurde er, dass die plötzliche Kehrtwende der Spanier ein Glücksfall war. Nun musste die Achse zuschlagen, noch ehe die Westmächte den nächsten Versuch starten konnten, eine große europäische Front zu eröffnen. Die Achse musste die erste gegnerische Großmacht aus dem Spiel nehmen - und dann darauf hoffen, lange genug gegen die Westmächte bestehen zu können, bis die USA keine Lust mehr auf den Krieg im fernen Europa haben würden. Das war der Plan, denn ein Angriff auf Nordamerika war ganz und gar ausgeschlossen. Die Stimmung der amerikanischen Bevölkerung jedenfalls begann bereits zu kippen, und Präsident Dewey schien ein Mann zu sein, der auf sein Wahlvolk hörte.

Lächerlich, kommentierte Zeitzler das demokratische Gebaren der US-Amerikaner.

Und dann war da neben Franco noch ein Mann, der den Deutschen wie gerufen kam. Ein Mann, der im März den Kontakt zu Berlin gesucht hatte, und der seitdem mit der Abwehr in enger Verbindung stand. – Wie gesagt, die Sowjetunion war militärisch nicht zu bezwingen. Die Sowjetunion aber konnte sich selbst besiegen: Hass, Neid und Frust gab es dafür genug in diesem riesigen Land. Viele hatten dem großen Stalin seine Gräueltaten nie verziehen, und viele waren die Willkür des kommunistischen Herrschers leid, der jemanden an einem Tag zu Ruhm und Reichtum verhelfen konnte, nur um ihn dann am nächsten Tag dem Henker vorzuführen. Stalin war wie ein kleines Kind: unberechenbar, trotzig, ein einziges Risiko für jeden Menschen in seinem Machtbereich. Es wäre aus deutscher Sicht daher wenig befriedigend, Russland nur mürbe zu kämpfen, bis es zu Verhandlungen bereit war. Ein stalinistisches Russland vor der Haustür des Deutschen Reichs würde auch im Frieden ein Sicherheitsrisiko bleiben. Nein, Stalin musste weg, und innere sowjetische Kämpfe mussten den deutschen Soldaten gleichzeitig den Weg bereiten. Nur auf diese Weise war die Sowjetunion zu Fall zu bringen.

Der Mann der Stunde hieß Beria, Stalins oberster Geheimdienstler und Offizier fürs Grobe. Beria hatte lange in der Gunst des großen sowjetischen Führers gestanden. Dem opportunistisch veranlagten Geheimdienstchef war jüngst der Gedanke gekommen, dass Stalin nicht mehr die beste Wahl für seine persönliche Zukunft war – und nichts anderes interessierte Beria. Der Geheimdienstler hatte von langer Hand Vorsorge für den »Ernstfall« getroffen. Über Jahre hinweg hatte er ein Netzwerk aufgebaut, das sich über die gesamte Sowjetunion spannte. Er hatte Georgien zu einer Festung umfunktioniert, deren Schutzwälle aus Getreuen

bestanden, hatte dort einen Ort geschaffen, wo Stalins Wort nichts mehr zählte.

Offenbar hatten sich Beria und Stalin zunehmend voneinander entfernt. Sie waren beide mittlerweile ganz unterschiedlicher Meinung, was die weitere Kriegführung anbelangte. Letztlich schien Beria zu der Überzeugung gelangt zu sein, auf Stalins Abschussliste zu stehen. Beria war sein Land herzlich egal, er wollte nur überleben – und gut leben. »Staatschef Russlands« war ein Titel, der ihm schmecken würde. Dafür hüpfte er freudestrahlend mit der Wehrmacht ins Bett. Beria malte sich sogar aus, nach getaner Arbeit als gleichberechtigter Partner am Verhandlungstisch sitzen zu dürfen.

Zeitler wusste es natürlich besser. Das Deutsche Reich würde die Kapitulationsbedingungen diktieren, soviel stand bereits fest, auch wenn das Abkommen mit dem sowjetischen Geheimdienstler anders lautete. Doch selbst diese Pille würde Beria bereitwillig schlucken, wenn es erst einmal so weit war.

Hauptsache, er durfte im Kreml sitzen, durfte ein wenig Macht ausüben und sich bereichern. Beria war im Grunde ein sehr einfach gestrickter Mensch, ein Mensch mit klaren Zielen und Bedürfnissen. Beria war berechenbar, mit ihm konnte Deutschland leben. Vor allem war er nicht dumm, hatte es immerhin vollbracht, hinter Stalins Rücken unbemerkt eine Schattenarmee aufzustellen.

Beria würde Stalin töten, und die Achse würde unter Zuhilfenahme frischer spanischer Truppen in Moskau einfallen – ein letzter Kraftakt, der die Stärke Deutschlands unterstreichen sollte. Die Machtübernahme würde sicherlich Unruhen im großen Sowjetreich auslösen. Beria würde vollauf damit beschäftigt sein, seinen Thron gegen alle möglichen Kräfte zu verteidigen. Für eine Fortsetzung des Krieges gegen die Achse würden ihm demnach die Ressourcen fehlen. Darum war Beria die Schlüsselfigur in dem Plan, der in Generaloberst Zeitler herangereift war.

Beria war die Versicherung, dass mit dem Fall Moskaus der Krieg im Osten tatsächlich beendet sein würde ...

An: Frau Else Engelmann

**(23) Bremen
Hagenauerstr. 21**

Elly!

Ich verbitte mir den Tonfall, der aus Deinen Zeilen spricht! Du verlierst mich nicht! Was versuchst Du mit deinen unterschwelligem Anschuldigungen mir gegenüber zu bezwecken? Ich tue meine Pflicht, auch Euretwegen, aber das scheinst Du zu vergessen! Dir scheint das Weihnachtsfest oder die anstrengende Zeit, die Du mit Gudrun durchlebst, wichtiger zu sein als das Fortbestehen des deutschen Volkes. Ich für meinen Teil jedenfalls sehe unser Vaterland an erster Stelle, für das ich kämpfen werde, solange dies nötig ist. Du tätest gut daran, mich zu unterstützen, statt subtile Unterstellungen vorzubringen, die das ohnehin unbehagliche Leben an der Front noch unerträglicher für mich machen. Und ich bin auch jetzt schon für Euch da! Mit jedem Brief erreicht Dich mein Sold als Offizier, der Euch ein besseres Leben führen läßt, als dies viele andere deutsche Familien haben. Ich bitte Dich daher, Dich in Zurückhaltung zu üben, während Du aus Deiner warmen Stube heraus darüber lamentierst, wie erbärmlich Dein Leben doch sei. Dein Leben ist nämlich nicht erbärmlich, es ist gut! Du und Gudrun könntet kaum ein besseres Leben haben!

Josef Engelmann
Hauptmann

Östlich von Witebsk, Sowjetunion, 08.02.1945

Ellys letzter Brief hatte Engelmann erst sehr traurig, dann sehr wütend gemacht. Er las ihn wieder und wieder, und mit jedem Lesen stachen ihm ihre Anschuldigungen stärker ins Auge. Mit jedem Lesen spürte er deutlicher, wie sie ihn zu maßregeln versuchte - wie sie ihm die Schuld an allem gab. Dazu hatte Elly kein Recht! Engelmann fühlte sich unfair behandelt und das machte ihn zornig. Mit unbewegter Miene brütete er über seinem Antwortschreiben, las noch einmal die unterkühlten Zeilen. Er musste ihr deutlich machen, dass sie damit aufhören müsse, ihm ein schlechtes Gewissen einzureden. Er konnte doch auch nichts an alledem ändern! Engelmann legte sein Schreiben beiseite, schnaufte. Grapschte ihren letzten Brief, der schon ganz zerknittert war, las ihn noch einmal:

Mein liebster Josef,

Deine letzten Briefe haben mich sehr traurig gemacht. Ich verliere Dich, das spüre ich. Wenn Du aus dem Krieg wiederkehren wirst, wirst Du nicht mehr der sein, den ich einmal als den fürsorglichen und liebevollen Mann kennengelernt habe, und über diese Erkenntnis könnte ich stundenlang weinen. Du kannst aber nichts dazu, es ist diese grausame Zeit, die Dich so verändert! Wichtig ist einzig, daß Du überlebst und irgendwann heimkommst. Ach, wenn Du doch wenigstens mal wieder für ein paar Wochen herkommen könntest! Ich vermisse Dich ... ich brauche Dich, Sepp! Gudrun wird immer anstrengender und ist ein sehr freches Mädchen geworden! Ach, Du weißt, daß ich zu weich zu ihr bin. Ihr fehlt ein strenger Vater, der auch einmal die Hand gegen sie erhebt! Bitte pass auf Dich auf! Versprich mir das! Das Weihnachtsfest ohne unser

Familienoberhaupt war eine bedrückende Erfahrung. Ich möchte nicht, daß es zur Gewohnheit wird!

In ewiger Liebe Elly

Was dachte sich das Weib? Engelmann presste die Zähne aufeinander. Warum tat sie ihm das an? Sie hatte kein Recht dazu! Sie hatte kein Recht ...

Engelmann hatte sein Schreiben absichtlich nicht mit einem Datum versehen. Ob er wirklich einen schriftlichen Ehekrach heraufbeschwören wollte, wusste er noch nicht. Auf der anderen Seite musste er eine deutliche Ansage machen. Er konnte schon nicht mehr richtig schlafen, weil ihm ihre Maßregelungen im Kopf herumschwirrten. Er konnte an nichts anderes mehr denken als an ihren Brief, der ihn nicht nur wütend, sondern auch unfassbar trübselig stimmte. Im Augenblick überwog die Wut, doch es würden auch wieder andere Stunden kommen, Engelmann wusste das. Er hatte manchmal das Gefühl, nicht Elly verlöre ihn, sondern umgekehrt: Er verlor Elly.

Er entfremdete sich mit jedem Tag, den er an der Front zubrachte, mehr von ihr. Und Gudrun ... würde er sie überhaupt noch wiedererkennen? Engelmann graute es vor der nächsten Begegnung mit seiner Tochter. Über ein Jahr hatte er das kleine Kind nicht gesehen ... sein letzter Urlaub war jener über die Christtage 1943 gewesen. Der Hauptmann erwischte sich bei dem Gedanken, dass die Urlaubssperre, die Major Boss über ihn verhängt hatte, ihm eigentlich ganz gelegen kam. Vielleicht sogar war es vernünftiger, an erster Stelle diesen Krieg zu Ende zu bringen und erst danach heimzukehren. Was brachten schon einige Wochen zuhause, in denen der Soldat das Glück der Familie kosten durfte, ehe ihn der Abschied traf wie ein Hammerschlag in die Genitalien?

Was derweil daheim im Argen lag, das lag eben im Argen. Das ließ sich so schnell nicht ändern, erst recht nicht durch ewiges Kopfzerbrechen. Allein mit Briefen vermochten die Soldaten die Keile nicht zu zertrümmern, die der Krieg

zwischen sie und ihre Familien trieb. Das konnte einzig die Zeit bewirken – die Zeit, die den Krieg vergehen, den Soldaten nach Hause zurückkehren und ihn im Umfeld seiner Familie leben ließ, bis der Krieg nur noch eine dumpfe Ahnung der Erinnerung im Hinterkopf der Menschen war. Dann, ja dann konnte gehofft werden, dass auch die Wunden heilen würden, die der Krieg einst gerissen hatte.

Engelmann dachte so hin und her und kam immer mehr zu dem Schluss, dass er Angst hatte. Er hatte wahnsinnige Angst davor, Elly irgendwann unter die Augen zu treten, denn er wusste nicht, ob die leidenschaftliche, liebevolle Beziehung, die sie einmal geführt hatten, noch real war. Hatte ihnen der Krieg die Liebe entrissen? Hatte der Krieg Engelmann und Elly zu Hülsen gemacht? Unfähig, zu empfinden ... unfähig, zu lieben? Engelmann fürchtete sich aufrichtig vor der Zeit nach dem Krieg – nicht, weil er nicht einschätzen konnte, was dann politisch sein würde, sondern weil er befürchtete, dass das Zusammenleben mit seiner kleinen Familie nie wieder so sein würde wie in seiner Erinnerung. Würde er Elly noch aufrichtig küssen können? Sie heißblütig lieben können? Oder würden er und sie zu stumpf funktionierenden Ehepartnern werden, die zusammenlebten, weil in ihren Akten eine Urkunde ruhte, die ebendies von ihnen verlangte? Würden sie letztlich selbst zu einem dieser alten, verbitterten Paare werden, die überall zu beobachten waren und über die sie sich stets gewundert hatten?

So wollen wir nie enden!, hatten sich Elly und Josef einst geschworen. Arm in Arm auf dem Jahrmarkt. Küssend im Kino. Einander liebkosend unter Bettdecken.

So wollen wir nie enden! Er verlor sie ... und sie ihn. Ja, es war unausweichlich. Engelmann wusste das. Etwas drückte ihm von innen gegen die Augen. Er wischte sich kräftig mit den Fingern durchs Gesicht, schnäuzte die Nase. Sie lief unaufhörlich aufgrund der eisigen Temperaturen.

Engelmann kannte die Geschichten von Kameraden, deren Frauen des ständigen Fortbleibens ihres Gatten überdrüssig geworden waren. Manches Weib teilte die Trennung oder Scheidungsabsicht ganz förmlich per Brief mit und eröffnete dem betroffenen Soldaten an der Front damit eine ganz neue Dimension der Hölle. Waren die Entbehrungen des Krieges und das ständige Abschlachten schon entsetzlich genug, so war für viele Männer die Liebe, die in Deutschland auf sie wartete, oftmals der einzige Halt. Wurde diese Liebe plötzlich annulliert, vergnügte sich das entsprechende Mädels womöglich sogar noch mit einem anderen Mann, gab das vielen Frontsoldaten den Rest. Selbsttötungen waren in der Wehrmacht keine Seltenheit.

Engelmann stieß einen langen Seufzer aus. Nein, das traute er Elly nicht zu. Elly würde zu ihm halten, auch wenn ihre Liebe erlöschen würde ... bereits erloschen sein mochte. Dieses Versprechen hatten sie sich in Anwesenheit des Standesbeamten gegeben. Dieses Versprechen hatte sie ebenso begleitet, als sie den Vertrag für das Ehestandsdarlehen unterzeichnet hatten.

Josef Engelmann war sich noch nicht sicher, ob er den Brief in dieser Form wirklich abschicken würde. Im Grunde aber blieb ihm als Offizier und Ehemann nichts anderes übrig, als Elly mit deutlichen Worten zu antworten. So traurig hatte ihn ihr Brief gemacht. So zornig vor allem! Was dachte sie sich? Ja, was dachte sie sich nur?

Engelmann steckte den Brief in seine Kartenmeldetasche. Die Sache hatte noch Zeit; Elly würde sich nicht wundern, wenn seine Antwort auf sich warten ließ. Die Reichspost benötigte dieser Tage schon einmal Wochen für die Zustellung, hinzu kamen die Wirren an der Front und zeitweise Schreibverbote, um Operationsplanungen nicht zu gefährden. Eine Zustellung konnte dieser Tage gut und gerne Monate in Anspruch nehmen. Und Engelmann war sich noch immer nicht sicher, ob er diese Antwort wirklich abschicken würde ... oder doch. *Doch!* Er würde den Brief

abschicken! Nur nicht jetzt. Engelmann hatte sich ohnehin um andere Angelegenheiten zu kümmern.

Major Boss hatte die baldige Verlegung in die Etappe angeordnet. Die 2. Kompanie würde die Wetterspitze also verlassen. Die gesamte Panzer-Division »Franz Halder« war dieser Tage in Bewegung, sollte ihre über viele 20 Kilometer zersplitterten Kräfte endlich wieder zusammenziehen. Der Verband würde anschließend in die Obhut des XXXIX. Panzerkorps zurückkehren, das mittlerweile unter dem Dach von Generaloberst Kleffels 4. Panzerarmee agierte. Boss hatte durchblicken lassen, dass die Wehrmacht zahlreiche schnelle Verbände hinter der Front versammle. Er hatte unter anderem von der 6. Panzer-Division und der 27. Panzer-Division gesprochen, aber auch von italienischen Einheiten und einem Vichy-Verband. Von den Spaniern war nach wie vor keine Rede. Engelmann fragte sich, welches Gewicht Francos Truppen in die Waagschale zu legen vermochten - und ob es ausreichen würde, um das Gleichgewicht im Ostkrieg endlich zugunsten der Achse zu verschieben. Er versuchte sich auszumalen, wie kampfkraftig die spanischen Verbände wohl waren. Ihm wollte aber so recht kein kohärenter Gedankenfluss gelingen. Zu sehr war er von anderen Dingen abgelenkt ... von Dingen des Herzens.

Östlich von Witebsk, Sowjetunion, 15.02.1945

Taylor steckte die Zigaretten an, die er sich und Schneider zwischen die Lippen geschoben hatte. Die beiden hockten in ihrer Lehmhöhle in dem kleinen Birkenwäldchen, das die Brandenburger zur provisorischen Stadt ausgebaut hatten. Sie kauerten auf Matratzen aus Tannenreisig. Ein Abzug im Dach sorgte dafür, dass der Rauch die Luft im Unterschlupf nicht vergiftete. Hindenburglichter, die sich in Nischen in den Lehmwänden befanden, spendeten Licht und etwas Wärme. Es stank wie in einem Löwenkäfig.

Neuerliche Schneefälle hatten die Lehmhöhlen des Zuges mit einer dicken, perlweißen Schicht überzogen. Der Bericht der Wetterfrösche vom OB Ost jedoch kündigte Regen an. Eine graue, undurchdringliche Wolkenwand schob sich bereits von Osten her über die »Wetterspitze«. Der Wind frischte auf, peitschte das verschneite Land mit starken Böen, sodass die oberste Puderschneeschicht aufgewirbelt wurde. Schneewehen, die aussahen wie Wellen, zeigten die Windrichtung an.

»Scheiß Ludenking«, geiferte Schneider. In seinem Antlitz stand der Zorn. Seine Augen brannten förmlich, auf der Stirn zeichnete sich eine rote Ader ab, die Lippen waren um die Zigarette herum zu einem bleichen Strich zusammengepresst. Er sog mit aller Macht an seiner Kippe.

»Was denkt sich dieser Hurenbock?«

Taylor zuckte nur mit den Achseln. Er sah die Dinge naturgemäß anders, doch es führte zu nichts, Schneider mit rationalen Argumenten zu kommen.

Das Hauptquartier in Brandenburg hatte dem 1. Zug einen neuen Zugführer als Ersatz für Fritze geschickt. Leutnant Pinkus Lüdeking aus Freiburg war vor gut drei Wochen bei der Wetterspitze eingetroffen. Lüdeking's Erscheinungsbild

mochte im ersten Moment an einen frischen Primaner erinnern, der zu viele Groschenromane gelesen hatte. Der Mann zählte allerdings bereits 30 Lenze und hatte als Mannschafter und später dann als Unteroffizier bei einigen haarsträubenden Einsätzen des Sonderverbandes mitgewirkt. Lüdeking, der neben Englisch und Französisch auch fließend Serbokroatisch sprach, war Ende 1943 Gruppenführer gewesen, als seine Kompanie im Kaukasus bis zu 100 Kilometer hinter die feindlichen Linien vorgestoßen war, um sowjetische Kräfte auszukundschaften. Seine Einheit war schließlich aufgeklärt worden, hatte kämpfend ausweichen und immer wieder Verluste einstecken müssen. Der Kompanieführer fiel, der Spieß und die Zugführer ebenso - und plötzlich war der frischgebackene Unteroffizier Lüdeking Chef des verlorenen Haufens. Als solcher hatte er sich mit seiner Kompanie einen ganzen Winter lang auf einer Insel im Moor versteckt, war zahllosen russischen Späh- und Vernichtungstrupps entwischt. Er und seine Männer hatten sich wochenlang von Eichhörnchen, Vögeln und Insekten ernährt, hatten bei Temperaturen jenseits der 40 Grad minus Beutezüge gegen sowjetische Konvois geführt, hatten mit Frost, Schnee, Hagel und Regen zurechtkommen müssen - ohne Nachschub, ohne Aussicht auf Entsatz. Im Frühjahr 1944, beim Einsetzen der Schlammperiode, hatte Lüdeking mit den Resten der Kompanie den Ausbruch gewagt, hatte ein vom Feind besetztes Gebiet von 85 Kilometer Tiefe überwunden und zu den deutschen Linien zurückgefunden. Lüdekings Kompanie war im Winter 1943 mit einer Verpflegungsstärke von 89 Mann in den Einsatz ausgerückt, am Ende kehrten Lüdeking und 14 weitere Soldaten zurück. Sein Lohn war die Ernennung zum Offizier, die der kommandierende General des Sonderverbands Brandenburg gegen alle Widerstände durchsetzte.

Nach einem Erholungsurlaub und einem Lehrgang verschlug es Lüdeking in der zweiten Jahreshälfte 1944 nach

Südfrankreich, wo er als Zugführer den Kampf gegen die Résistance unterstützte sowie die Einsatzreserve des Sonderverbandes für den Fall einer feindlichen Invasion Südfrankreichs verstärkte.

Schneider interessierte all das nicht. Ihm war es egal, dass Lüdeking auf dem Quenzgut als Held gefeiert wurde. Schneider war auf Krawall gebürstet, spätestens nachdem Lüdeking ihm nicht nur das Kommando über den Zug abgenommen, sondern ihn auch noch der »Talhütte« verwiesen hatte. Dieses Ereignis hatte direkt die erste lautstarke Auseinandersetzung zwischen Schneider und Lüdeking hervorgerufen. Die zweite Auseinandersetzung hatte sich am Morgen des Folgetages ereignet, als Schneider ohne Absprache mit dem Leutnant den Zug zum oberkörperfreien Frühsport hatte antreten lassen. Lüdeking verbot dies sogleich. An jenem Morgen hatten sich die beiden vor versammelter Mannschaft gezofft. Schneider verwies, Gift und Galle spuckend, auf die Zähigkeit und Ausdauer des Soldaten, die in allen Lagen erhalten werden müsse. Lüdeking jedoch hielt nichts von Leibesübungen bei Minusgraden und erinnerte an jene vier Mann, die bereits mit einer Lungenentzündung im Lazarett lagen. Zudem war der halbe Zug erkältet, einige klagten über Kopfschmerzen und Fieber. Keine optimalen Bedingungen für sportliche Ertüchtigung. Die Achselstücke des Leutnants hatten den Kampf letztlich entschieden.

Damit nicht genug, hatte der Leutnant Schneider in der Folge zweimal vor den Männern gedemütigt. Das erste Mal ereignete sich wenige Tage nach dem Streit um den Frühsport. Lüdeking fragte Schneider vor versammelter Mannschaft nach den eisernen Rationen des Zuges ... und dieser musste zugeben, dass er deren Verzehr befohlen habe, nachdem die Grenadiere zwei Tage lang keine ordentliche Verpflegung herangekarrt hätten. Gleichzeitig hatte Schneider den Verbrauch der Rationen weder

gemeldet noch sich um Ersatz gekümmert. Lüdeking's Standpauke folgte auf dem Fuße.

Die zweite Demütigung hatte sich in der letzten Woche abgespielt. Schneider, der von den übrigen Brandenburgern zunehmend isoliert wurde, hatte sich wegen einer Lappalie mit Calvert angelegt. Es ging um ein grünes Halstuch, das der Südafrikaner der Kälte wegen trug. Gemäß der Vorschrift war das verboten, was bis dato aber kein Schwein interessiert hatte. Die Fronten zwischen Schneider und Calvert allerdings hatten sich böse verhärtet, und seitdem suchte der Oberfeldwebel nach Fehlern, um dem Gefreiten einen reindrücken zu können. Allein deshalb hatte er ihn auf das Halstuch angesprochen und befohlen, es zu entfernen. Calvert, der wegen einer starken Erkältung kaum zu sprechen vermochte, wehrte sich. Die beiden stritten schließlich so lauthals, dass sie Lüdeking's Aufmerksamkeit erregten. Der hörte sich beide Seiten an, musterte Schneider danach von Kopf bis Fuß und zitierte schließlich aus dem Gedächtnis einen langen Passus aus der Heeresdienstvorschrift zum Tragen der Leibertarnuniform. Er stellte an Schneiders Uniform zahlreiche Mängel fest, die nicht vorschriftenkonform waren: geöffnete Taschen, ein abgerissener Knopf, das Truppenwappen löste sich, das Hemd ragte aus der Hose, die Gamaschen entsprachen nicht den dienstlich gelieferten Exemplaren. Lüdeking gab Schneider fünfzehn Minuten Zeit, die Mängel abzustellen.

Während Schneider in einer Tour über den ungerechten und inkompetenten »Ludenking« wettete, hatte Taylor längst begriffen, dass der Herr Leutnant kein Unmensch war, sondern Schneider lediglich die eigene Medizin kosten ließ. Es war schließlich mehr als lächerlich, Calvert wegen eines Halstuchs anzumaulen, wenn gleichzeitig einige der Brandenburger mit Sowjetmänteln herumliefen. Lüdeking wollte Schneider erziehen, doch das hatte der noch nicht verstanden. Oder wollte es nicht verstehen. Hinzu kam, dass Schneider nachtragend sein konnte wie ein alter Elefant.

»Scheiß Ludeking«, giftete der Oberfeldwebel noch einmal und drückte seine Zigarette im Lehm aus. Taylor überlegte derweil, was seinen alten Kameraden wohl mehr wurmte: dass er sich an dem Leutnant die Zähne ausbiss, oder dass Lüdeking bei den Männern bereits sehr beliebt war, während Schneider sich selbst ins Abseits geschossen hatte. Würde sich Taylor mit Schneider nicht eine Höhle teilen, er würde jetzt auch eher die Nähe von Calvert oder Blessing oder einem der anderen suchen, denn auch ihm ging der Oberfeldwebel zunehmend auf die Nerven. Der Grund dafür, dass Taylor überhaupt mit Schneider in einem Unterschlupf hockte, war dabei ebenso einfach wie symptomatisch für Schneiders jüngste Umtriebe, die mehr und mehr zu seiner eigenen Ausgrenzung führten: Als er die Talhütte hatte aufgeben müssen, hatte er nicht mit dem Bau eines eigenen Unterschlupfs begonnen. Nein, Schneider hatte Calvert und Blessing einfach aus ihrer Höhle geworfen und sich stattdessen darin eingenistet.

Taylor waren seine vorherigen Mitbewohner definitiv lieber gewesen, denn Schneider kannte leider nur noch ein Thema: Lüdeking! Lüdeking könne dies nicht, Lüdeking mache jenes falsch. Manchmal glaubte Taylor, einem alten Waschweib zuzuhören statt einem gestandenen Mann, so ausführlich und feindselig lästerte Schneider über den Leutnant.

»Scheißkerl«, donnerte der Oberfeldwebel und zündete sich eine neue Zigarette an. »Na warte, dem haue ich noch irgendwann auf die Schnauze! Was fällt denen überhaupt ein, uns so ein Arschloch zu schicken?«

»Beruhige dich, Mann«, nuschelte Taylor resignierend und kroch durch den schmalen Eingangstunnel aus der Lehmhöhle. Er brauchte frische Luft ...

Die eisigen Temperaturen schlugen ihm wie eine unsichtbare Faust ins Gesicht. Starker Wind blies ihm um die Ohren. Taylor zog sich den Kragen des Mantels enger zu,

trippelte auf der Stelle im Schnee. Er starrte in den Himmel, der schwärzer und schwärzer wurde.

»Da kommt noch was runter«, murmelte er. Wenigstens hielten die Russen die Füße still. Die Front an der Wetterspitze war ruhig, überhaupt war die gesamte Ostfront erstarrt. Wenn etwas geschah, dann waren die Deutschen am Drücker. Einmal war eine große Armada der Luftwaffe - Schlachtflugzeuge plus Geleitschutz - über die Wetterspitze hinweg und gen Feind gebraust. Im Süden hatte die 62. ID die ukrainische Hafenstadt Cherson in einem kühnen Vorstoß zurückerobert. Und hinter den deutschen Linien braute sich etwas zusammen ... noch konnte Taylor nicht sagen, was es war, doch diffuse Meldungen und Gerüchte verdichteten sich, wie immer, wenn eine große Operation bevorstand. Irgendetwas war im Gange ... etwas Großes. Das spürte er.

Östlich von Witebsk, Sowjetunion, 18.02.1945

Platzregen trommelte gegen das hölzerne Dach der Talhütte. Die Regentropfen fuhren Rennen auf den kleinen Fensterscheiben. Leutnant Lüdeking hatte den gesamten Zug in seinen Gefechtsstand befohlen. Die über 30 Brandenburger drängten sich in der kleinen Kiste wie die Ölsardinen in der Büchse. Der Geruch von Schweiß, Feuer, schlechtem Atem und Darmwinden hing in der Luft. Die nassen Holzwände fügten eine modrige Note hinzu.

Lüdeking hatte sich in der Mitte des Zuges postiert. Er betrachtete seine Männer ausgiebig, blickte jedem einzelnen zumindest ein Mal kurz in die Augen, nickte ihnen anerkennend zu und klatschte dann, erfüllt von Tatendrang, in die Hände. Lüdeking war vor 20 Minuten erst mit Teilen des Zuges von einem ökumenischen Feldgottesdienst zurückgekehrt. Die Pfaffen hatten belegte Brote, Tee und Malzkaffee aufgefahren, womit sie regelmäßig auch die nicht so Frommen zu ihren Veranstaltungen lockten. Vom 1. Zug waren sogar einige Moslems hingegangen.

Die Mägen der Männer waren jedenfalls gefüllt, die allgemeine Stimmung würde an diesem Sonntag keinen höheren Punkt mehr erreichen.

Der perfekte Zeitpunkt für eine Unterrichtung des Zuges, dachte Taylor. Er kam überhaupt immer mehr auf den Trichter, dass Lüdeking doch ganz genau wusste, wie er seine Teileinheit zu führen und die Männer zu nehmen hatte. Taylor mochte den Leutnant – und er hielt ihn für einen besseren Zugführer als Schneider.

Lüdeking hatte blondes Haar, lang auf der Schädelmitte, kurz geschoren an den Seiten. Seine stahlblauen Augen leuchteten wie Diamanten. Rein äußerlich war er eine Mischung aus Schönling und Milchbubi. Die spiegelglatten

Wangen hatten wohl noch nie eine Rasierklinge gesehen, die schmalen Lippen und die feine Nase verliehen dem zerbrechlich anmutenden Jungengesicht feminine Züge. Wer Leutnant Lüdeking nicht kannte, würde sich wohl schnell über sein kindliches Äußeres lustig machen. Wer ihn jedoch kannte, dem blieb der Spott im Halse stecken. Lüdeking war ein eisenharter Knochen, der genau wusste, wie der Hase lief.

Der Leutnant wischte sich eine Strähne aus der Stirn, dann lächelte er sanft in die Runde und verkündete: »Männer! Es wird Zeit, euch in die Dinge einzuweißen, die ihre Schatten vorauswerfen.«

Taylor blieb nicht verborgen, mit welchem finstern Blick Schneider der Unterweisung folgte. Der Deutschgriecher hielt die Arme verschränkt, schien Lüdeking allein mit dem Blick erschlagen zu wollen. Der Leutnant ignorierte das feindselige Gebaren des Gruppenführers, ohne sich aus dem Konzept bringen zu lassen. Mit gelöster Stimme berichtete er davon, dass sich der Zug auf ein baldiges Abrücken vorbereiten sollte. Zwei Grenadier-Kompanien seien auf dem Weg als zusätzliche Sicherungskräfte für die Wetterspitze. Die Brandenburger hingegen würden in die Etappe verlegen, um sich auf ihren nächsten Einsatz vorzubereiten. Viel wusste Lüdeking selbst noch nicht, nur, dass der Verband derzeit mit der Luftwaffe Gespräche führte, um einen geeigneten Feldflugplatz zu finden, auf dem die Brandenburger eine Auffrischungsausbildung im »Springen« erhalten sollten. Diese war für März angesetzt.

Springerausbildung, sinnierte Taylor, der versuchte, sich mit den spärlichen Informationen ein möglichst dichtes Lagebild zu erstellen. In seinem Geist ploppte sofort eine detaillierte Karte der Sowjetunion auf. Sein fotografisches Gedächtnis war in der Lage, derartige Karten eins zu eins nachzuzeichnen.

Es geht also vermutlich wieder weit hinter die feindlichen Linien ... ansonsten würden wir nicht springen müssen,

Verpassen Sie auf keinen Fall den nächsten Band!

Tragen Sie sich jetzt in den Newsletter ein!

Als besonderes Dankeschön erhalten Sie **kostenlos** das E-Book »Die Weltkrieg Saga« von Tom Zola. Enthalten sind alle drei Teile der Trilogie.



Klappentext: Der deutsche UN-Soldat Rick Marten kämpft in dieser rasant geschriebenen Fortsetzung zu H.G. Wells »Krieg der Welten« an vorderster Front gegen die Marsianer, als diese rund 120 Jahre nach ihrer gescheiterten Invasion erneut nach der Erde greifen.

Deutsche Panzertechnik trifft marsianischen Zorn in diesem fulminanten Action-Spektakel!

Band 1 der Trilogie wurde im Jahr 2017 von André Skora aus mehr als 200 Titeln für die Midlist des Skoutz Awards im Bereich Science-Fiction ausgewählt und schließlich von den Lesern unter die letzten 3 Bücher auf die Shortlist gewählt.